

den. An diesem Tage wurde eine Glaubenswelt tief und nachhaltig erschüttert. Der Zarenmythus zerbrach. Er ist nie mehr wiedererstanden. Die revolutionäre These: Der Zar ist nichts anderes als der größte Latifundienbesitzer, das Haupt der Klassenfeinde, der Großgrundbesitzer und Fabrikanten, hatte sich vor allem im Urteil der Industriearbeiterschaft als richtig erwiesen. Dies brachte der 9. Januar aber auch dem ganzen Volk eindrucklich zur Kenntnis. Die Kunde von den Petersburger Ereignissen verbreitete sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit, trotz des Schweigens der Presse, dank der engen Verflechtung, die damals zwischen den Industriearbeitern und dem russischen Bauernvolk noch bestand. Die verhängnisvollen Folgen konnten nicht ausbleiben.

Nach 50 Jahren gedenkt die Sowjetregierung des 9. Januar 1905 als eines der denkwürdigsten Meilensteine auf dem Wege zu ihrer Herrschaft.

Evanston 1954

Von OSKAR SIMMEL S.J.

Mit der Schlußpredigt, die Bischof Eivind Berggrav von Norwegen am 31. August 1954 in der First Methodist Church von Evanston, einer Vorstadt von Chicago, hielt, ging die 2. Weltkirchenkonferenz zu Ende, von der *Presbyterial Life* (Ökumenischer Pressedienst Nr. 43, 15. Oktober 1954) schreibt, sie sei das „in Ausmaß und Mannigfaltigkeit ... größte Ereignis der christlichen Geschichte“ gewesen. Nicht weniger als 163 „Kirchen“ hatten 502 Delegierte entsandt, und von 179 „Kirchen“ aus 54 Ländern, nur China war nicht dabei, waren 1298 offizielle Besucher anwesend, unter denen allerdings, anders als vor zwei Jahren auf der Konferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Lund, keine Katholiken vertreten waren. 12 Berichterstatter amerikanischer Rundfunkgesellschaften und 16 von ausländischen hielten die Millionen ihrer Hörer jeweils unmittelbar auf dem laufenden. Dazu kamen die Fernsehstationen, die Filmgesellschaften, die Presse aller Länder, die nicht weniger als 530 Reporter geschickt hatte. 130000 Menschen wohnten dem großen „Festspiel des Glaubens“ bei, das mit einem feierlichen Einzug aller Delegierten in kirchlichem Ornat oder heimatlicher Tracht und ihren Fahnen eröffnet wurde und bei dem 4000 Gemeindeglieder von Chicago, davon 2500 in Sprechchören, biblische Szenen von Moses bis zur Geheimen Offenbarung darstellten. Einen Höhepunkt der Konferenz bildete zweifellos der Besuch des amerikanischen Staatspräsidenten, der vor 18000 auf dem Freigelände der methodistischen Nordwestuniversität von Evanston versammelten Zuhörern „Taten des Glaubens“ forderte, damit „ein gerechter und dauerhafter Friede“, den man ohne Gott nicht haben könne, Millionen von Menschen vor Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit bewahre. Ausstellungen der verschiedensten Art gaben Einblicke in das Le-

ben der Christenheit. „Zum mindesten äußerlich ist die Konferenz das geworden, was die Amerikaner einen ‚great success‘ zu nennen pflegen“, schreibt die Schweizer Monatsschrift *Reformatio* (Sept. 1954) in ihrem Kommentar zum Zeitgeschehen.

Die Schwierigkeiten

Stand die 2. Weltkirchenkonferenz auch unter einem zentralen Thema, Christus — die Hoffnung für die Welt, so wurde in den 6 Sektionen doch eine derartige Menge von Themen behandelt, daß es schwer sein dürfte, heute schon ein endgültiges Urteil über Erfolg oder Mißerfolg der Konferenz zu gewinnen.¹

Es würde zu weit führen, auf die Berichte und Reden der einzelnen Sektionen einzugehen:² sie sind von unterschiedlichem Wert; vor allem aber kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als ob in den meisten von ihnen die Heilige Schrift und ihre Sprache beansprucht würden, um an konkreten Fragen und ihrer Lösung vorbeizugehen und eine Einheit zu finden, von der letztlich jeder halten kann, was er will. Das mag damit zusammenhängen, daß die Herkunft und Bildung der einzelnen Redner und Berichterstatter natürlich sehr verschieden war und es im Gesamtprotestantismus wohl keine gemeinsame theologische Sprache mehr gibt. Ein zweiter Grund ist sicher auch darin zu suchen, daß es diesen protestantischen Kirchen — die meisten dem Weltkirchenrat angehörigen Kirchen sind protestantischen Ursprungs — um eine ganz andere Einheit geht als jene, wie der Katholik sie versteht, der überall in der Welt die eine Lehre und den einen Glauben findet, ohne Unterschied der Sprachen und Kulturen. Immer wieder wurde auf der Konferenz betont, daß der Ökumenische Rat keine „Superkirche“ sei.

Durchgehend entsteht aber der Eindruck, daß die 1948 mit so viel Schwung begonnene Zusammenfassung der Ökumenischen Bewegung im „Weltrat der Kirchen“ auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen ist und auf der Stelle tritt, ohne einen Ausweg zu finden. Das kam schon in einigen Ereignissen der Konferenz selbst zum Ausdruck. Gleich zu Beginn forderten drei der Mitgliedskirchen, die holländischen Arminianer, die Gesellschaft der Freunde von Philadelphia und Umgebung (Quäker) und die Presbyterianerkirche von Australien, man solle das die Grundlage des Ökumenischen Rats bildende Bekenntnis zu „Jesus Christus als Gott und Heiland“ abändern, indem man das Bekenntnis zur Gottheit Christi streiche, ein Bekenntnis, das

¹ Evanston Dokumente, Berichte und Reden auf der Weltkirchenkonferenz in Evanston 1954. Herausgegeben von Dr. Focko Lüpken. (358 S.) Witten/Ruhr 1954, Luther-Verlag (Ev. Dok.).

² Parallel zu den Verhandlungen über das Hauptthema liefen die Beratungen der sechs Sektionen. 1. Glauben und Kirchenverfassung; 2. Missionarische Verkündigung; 3. Soziale Fragen; 4. Internationale Angelegenheiten; 5. Gemeinschaftsprobleme; 6. Die Laienfrage. Jede dieser Sektionen bestand aus etwa 60–90 Delegierten, die das Hauptthema nach der jeweiligen Aufgabe der Sektion entfalten sollten. Auch die in den Sektionen zu behandelnden Themen waren durch jahrelange Arbeit vorbereitet worden.

nach Bultmann an sich schon keineswegs „eindeutig“ ist.³ Wenn auch dieser Antrag abgelehnt wurde, so ließ sich die Hilflosigkeit der Konferenz auf die Dauer doch nicht verbergen. Der Bericht über das Hauptthema, Christus, unsere Hoffnung, fand nicht die Zustimmung der ganzen Konferenz; es „kamen scharfe Gegensätze theologischer Auffassungen zum Ausdruck“ (Ev. Dok. S. 13). Am schärfsten prallten die Gegensätze jedoch bei der Erwähnung der „Hoffnung Israels“ aufeinander, wobei die Vertreter der Kirchen des Vorderen Orients eine Erwähnung Israels ablehnten, da dies Anlaß zu politischen Mißverständnissen geben könne. Der Absatz wurde deswegen aus dem Bericht über das Hauptthema weggelassen. Darauf fühlte sich eine Gruppe von europäischen Theologen verpflichtet, eine Erklärung abzugeben, in der sie darauf hinwiesen, daß die „Hoffnung Israels“ nicht politisch, sondern biblisch gemeint sei. Aber auch ohne diesen Zusatz konnte sich die Vollversammlung nicht entschließen, den Bericht der Beratenden Kommission über „Christus, unsere Hoffnung“ zu billigen. Sie nahm ihn als „ein schöpferisches und anspornendes Wort von der christlichen Hoffnung für unsere Zeit“ entgegen und leitete ihn an die Kirchen weiter „zu eigenem Studium, zum Gebet und zur Ermutigung“ (Ev. Dok. S. 345). Das Fehlen einer letzten Einheit und die damit verbundene Hilflosigkeit kommt denn auch in der „Botschaft der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen“ fast verzweifelt zum Ausdruck. Darf man auch von solchen Botschaften keine ins einzelne gehende Behandlung und Lösung von Fragen erwarten, die überdies äußerst schwierig sind, so dürfte ein solches Wort doch nicht durch allgemeine Wendungen und unverbindliche Sätze das Gefühl der Ohnmacht bei den Christen noch steigern.

So läßt sich denn in den vielen Pressestimmen aus der ganzen Welt die Enttäuschung über die Konferenz nicht verbergen. Das können einige optimistische Äußerungen nicht vertuschen. Im allgemeinen ist der Ton der protestantischen Presse ernst und nachdenklich, und man stellt etwas resigniert fest, „daß der Weg zur letzten Einheit — wie fast allgemein zugegeben wurde — in der gegenwärtigen Situation noch verschlossen bleibt“ (Evangile et Liberté vom 29. Sept. 1954, zit. nach OPD Nr. 43, 15. Okt. 1954). Dies ist mehr oder weniger der Grundton fast aller Berichte, wobei man allerdings nicht vergißt hinzuzufügen, daß man im Grunde eigentlich dafür dankbar sein müsse; habe doch keine Gemeinschaft und auch nicht der Weltkirchenrat versucht, eine Auffassung mit Zwang durchzusetzen. „Es ehrt die Tatkraft, daß sie niemals den Versuch gemacht hat, die aufgebrochenen Unterschiede zu verheimlichen oder auszugleichen, sondern daß sie sie ertragen und ausgehalten hat . . . Eine Versammlung, die mit solchem Ernst das Evangelium von Jesus Christus zum Zielpunkt ihrer Beratungen macht, ist eben am Ende doch von jeder internationalen Konferenz unterschieden, auf der es um den Ausgleich von Interessengegensätzen geht. Es ist nicht zu leug-

³ Rudolf Bultmann, Das christologische Bekenntnis des Ökumenischen Rates, in Evangelische Theologie (1951/52) Juli 1951, S. 1.

nen, daß in dieser Hinsicht die Tagung von Evanston einen unverkennbaren christlichen Stil gehabt hat“ (Bischof Lilje im *Sonntagsblatt* Nr. 37, zit. nach OPD Nr. 42, 8. Okt. 1954). Unverkennbar der Stimmungswechsel gegenüber Amsterdam 1948! Damals schien geradezu ein neuer Frühling für die so lange getrennte Christenheit anzubrechen, und mancher Katholik mochte mit Beklemmung sehen, wie seine Kirche anscheinend schmollend abseits stand. Aber der Tag, der so strahlend angekündigt wurde, ist längst von dunklen und schweren Wolken verhangen.

Die Krise

Muß, wer so spricht, sich nicht den Vorwurf der Ungeduld gefallen lassen? Ist denn die seit Jahrhunderten bestehende Trennung in acht Jahren zu überwinden? Und wird es der Ökumenischen Bewegung nicht wie allen übrigen menschlichen Bewegungen gehen: sie stehen im unaufhörlichen Auf und Ab ihrer Entwicklung? Und ist andererseits die Wiedervereinigung nicht letzten Endes reines Geschenk der Gnade Gottes, auf die der Mensch sich wohl bereiten kann, die ihm jedoch geschenkt wird, wann es Gott gefällt, und die durch kein menschliches Werk erzwungen werden kann?

Das alles ist richtig. Und doch läßt sich nicht verkennen, daß die Ökumenische Bewegung in eine Krise geraten ist, über die keine noch so große Geschäftigkeit hinwegtäuschen kann. Wo liegen die Gründe dafür? Ist es der westlich-demokratische Stil dieser Konferenzen, wo man offenbar der Meinung ist, die Wahrheit, und damit die Einheit der Kirche dessen, der die Wahrheit ist, auf parlamentarischem Wege zu finden, indem man bald vage und unbestimmte Formeln vorschlägt, bald zwischen wesentlichen und unwesentlichen Lehren unterscheidet und froh ist, irgendeinen ökumenischen Konsens zu erhalten, und wenn es nur der von 195 zu 150 Stimmen wäre? Solche Befürchtungen scheint auch D. Niemöller gehabt zu haben, wenn er im Evangelischen Pressedienst schreibt: „Das eine scheint mir festzustehen, daß man sich von einer so großen und so offiziellen Versammlung keine Pionierarbeit erwarten darf. Ihre Ergebnisse werden immer hinter dem zurückbleiben, was die Vorarbeit von einzelnen zustandegebracht hat“ (zit. nach OPD Nr. 43, 15. Okt. 1954). Zweifellos ist damit etwas Richtiges gesehen. Wie sollten auch die 15 Gruppen zu je 35 Delegierten und 10 Beratern den umfangreichen, theologisch so schwierigen Bericht der Vorbereitenden Kommission über „Christus, unsere Hoffnung“ in wenigen Tagen wirklich durchbesprechen und beurteilen können. Er war zwar bereits mehrere Wochen zuvor den einzelnen Teilnehmern zugeleitet worden; aber man darf doch nicht übersehen, daß man drei Jahre daran gearbeitet hatte. Und ohne den einzelnen Delegierten nahetreten zu wollen, wird man doch bezweifeln dürfen, ob die Mehrzahl von ihnen überhaupt in der Lage war, den Bericht, dessen Endredaktion unter der Mitwirkung von so hervorragenden Theologen, wie Karl Barth, Edmund Schlink, Heinrich Vogel, um nur die in

Deutschland bekannteren zu nennen, verfaßt worden war, wirklich beurteilen zu können. Die Wahrheit findet man nicht durch Mehrheitsbeschlüsse.

Aber eben darin wird die Krise der Ökumenischen Bewegung sichtbar. Steht ihr überhaupt ein anderes Mittel der Wahrheitsfindung zur Verfügung? Man scheint diese Krise ernsthaft gespürt zu haben. Und die Genugtuung, mit der man sich etwas allzu eifrig der „evangelischen Freiheit“ der je und je verschiedenen Lehre und Meinung rühmt, scheint nur die innere Unruhe verbergen zu sollen, die darüber entstanden ist, daß man sich schon in Lund (vgl. diese Zeitschrift Bd. 151 [März 1953] S. 412), noch viel mehr aber und ausdrücklicher hier in Evanston vor die entscheidende Frage der kirchlichen Einheit überhaupt gestellt sieht. Vielleicht hätte es dazu gar nicht einmal der Erklärung der orthodoxen Delegation zu dem Bericht der I. Sektion bedurft. Die Frage drängte sich geradezu auf, ob denn eine Versammlung von 163 „Kirchen“ überhaupt fähig sein werde, anders als auf einem demokratisch-parlamentarischen Weg die Wahrheit zu finden.

Das wegweisende Wort der Orthodoxen

Und eben das ist der Sinn der orthodoxen Erklärung, die zwar von den übrigen Delegierten geradezu als schockierend empfunden werden mußte, in Wirklichkeit aber einen unschätzbaren Dienst für die Ökumenische Bewegung darstellt und sich einer späteren Betrachtung wohl als das eigentlich Positive dieser Tagung erweisen wird, abgesehen natürlich von den Werten persönlicher Begegnungen und Freundschaften. Ausgearbeitet wurde die Erklärung von den Professoren Florovsky (New York), Karmiris (Kirche von Griechenland) und Konstantinides (Patriarchat von Konstantinopel). Bei aller Rücksichtnahme wird darin doch ganz klar gesagt: „Die ganze Behandlung des Problems der Wiedervereinigung ist vom Standpunkt der orthodoxen Kirche aus gänzlich unannehmbar“ (Ev. Dok. S. 130). Die Gründe werden dann im einzelnen angegeben. Das Ganze des christlichen Glaubens sei eine unteilbare Einheit, aus der man nicht einige Wahrheiten für sich herausnehmen könne, während man andere nicht anzunehmen gewillt sei. Auf keinen Fall könne der Glaube von der Kirche losgelöst werden, in der der Heilige Geist walte, der nicht nur durch die Bibel zu uns spreche, sondern auch in der apostolischen Tradition. Deren Einheit wiederum sei durch das Bischofsamt gesichert, so daß die Einheit der Kirche durch die Einheit des Episkopats verbürgt sei. Abgesehen von der Frage des Primats des Papstes und einem zu ausschließlichen Rückgang auf die ersten ökumenischen Konzilien — war der Heilige Geist nur bis 1054 bei der Kirche? —, hätten wohl auch katholische Theologen nicht anders von der Einheit der Kirche sprechen können.

Damit ist nun das Stichwort gefallen, das mehr als irgendein anderes über den heutigen Stand der ökumenischen Frage Aufschluß gibt. Schon in Lund hatte man sich eingehend mit den „nicht-theologischen Faktoren“ beschäftigt, mit den Traditionen und Gebräuchen der einzelnen Gemeinschaften.

Und man war sich einig geworden, daß eine Wiedervereinigung im Glauben wohl nur dann zustande kommen könne, wenn man nicht starr und recht-haberisch an liebgewordenen Gebräuchen festhalte (vgl. diese Zeitschrift Bd. 151 [März 1953] S. 417). Evanston ist dank der orthodoxen Erklärung einen weiten Schritt darüber hinaus gekommen: man ist zur eigentlich „apostolischen Tradition“ vorgestoßen. Darin darf man wohl den Fortschritt von Evanston und seinen Erfolg sehen. Daß dies von den protestantischen Mitgliedkirchen des Ökumenischen Weltrats noch nicht als entscheidend empfunden, ja vielleicht sogar nicht einmal gesehen wird, ändert nichts an der Tatsache. Immerhin muß es auffallen, daß auch in dem Bericht der I. Sektion über Glaube und Kirchenverfassung von „der christlichen Tradition“ die Rede ist, die offensichtlich von den verschiedenen Traditionen der einzelnen Gemeinschaften unterschieden wird (Ev. Dok. S. 65).

Hier darf man aber wohl auch auf etwas anderes aufmerksam machen. Die gleiche Erscheinung zeichnet sich auch in der katholischen Theologie ab. Auch sie ist dazu geführt worden, sich neu und tiefer die Frage nach der „apostolischen Tradition“ zu stellen. Anlaß dazu war die Dogmatisierung der Aufnahme Mariens in den Himmel, wo offenbar wurde, wie sehr der Begriff der Tradition noch einer Klärung bedarf. Man hat behauptet, auch von katholischer Seite, das neue Dogma erschwere, ja verhindere die Wiedervereinigung im Glauben. Vielleicht sieht man nun von Evanston her klarer, wie wenig dies der Fall ist. Im Gegenteil! Wenn auch von verschiedenen Seiten, so sind nun die Theologen aller Bekenntnisse vor die gleiche Frage gestellt: was ist apostolische Tradition? Wenn man schon immer behauptet, das Werk der Wiedervereinigung sei in erster Linie ein Geschenk Gottes, dann darf man doch in dieser auf so verschiedenen und so überraschenden Wegen zusammengekommenen Fragestellung die Hand dessen sehen, der allein die „Kirchen“ zusammenführen kann.

Die Besinnung auf die Tradition hat bereits eingesetzt. Bezeichnenderweise ging sie von dem Theologen aus, der von evangelischer Seite aus ein Buch über den Apostel Petrus und seine besondere Stellung in der alten Kirche schrieb, von Oscar Cullmann.⁴ Cullmann versucht das Problem „Schrift und Tradition“ auf das grundlegendere von „apostolischer und nachapostolischer Tradition“ zurückzuführen, wobei er „apostolisch“ in streng historischem Sinn versteht. In vier Stufen zeigt er zunächst, daß es eine im eigentlichen Sinn apostolische Tradition gibt, die mit dem erhöhten Kyrios gleichzusetzen ist. Ausgehend von dem Abendmahlsbericht des heiligen Paulus im 1. Korintherbrief, wo der Apostel sich darauf beruft, daß er „vom Herrn“ empfangen habe, was er den Korinthern überliefert habe, zeigt Cullmann, daß es sich bei dieser „Überlieferung“ um Gemeindefrö-

⁴ Oscar Cullmann, *Tradition*. (56 S.) Zürich 1954, Zwingli-Verlag. Vgl. dazu die ausführliche Auseinandersetzung mit Cullmann von Heinrich Bacht S.J., *Tradition und Sakrament*, in *Scholastik*, XXX. Jahrgang, Heft 1; vgl. diese Zeitschrift Bd. 151 (März 1953) S. 459.

tion gehandelt habe. Trotzdem könne Paulus mit Recht behaupten, daß er sein Evangelium „nicht von Menschen“ erhalten habe (Gal 1, 12), sondern „vom Herrn“, was nicht zeitlich zu verstehen sei, sondern im Sinn einer „unmittelbaren Vermittlung“, „ohne daß man dabei an eine Vision denken oder von Vermittlern absehen müßte, *durch die* der Herr selbst die Paradosis überliefert“. Es ist der zur Rechten Gottes erhöhte Herr, der seiner Kirche gegenwärtig ist und ihr durch das Mittel der Tradition verkündet, was er während seines irdischen Daseins die Jünger gelehrt hat. Dieser Gedanke sei Paulus keineswegs fremd. Er finde sich auch sonst in der paulinischen Theologie, vor allem in der berühmten Gleichsetzung des erhöhten Herrn mit dem Geist (2 Kor 3, 4 ff.), die bezeichnenderweise im Zusammenhang mit Ausführungen über das Gesetz stehe. Auch den übrigen Schriften des Neuen Testaments sei diese Auffassung der Überlieferung nicht fremd, wie die Abschiedsreden bei Johannes zeigten. Diese vom erhöhten Herrn gegebene Überlieferung ist streng an die einzigartigen Zeugen, die Apostel, gebunden, und immer, wo im Neuen Testament von der Überlieferung die Rede ist, da wird zugleich auch vom Apostolat, dem Amt der Apostel, gesprochen. Geht diese apostolische Tradition weiter, wie die katholische Kirche behauptet, oder ist sie mit der „Zeit der Inkarnation“, von der Menschwerdung des Sohnes Gottes bis zum Tode des letzten der Apostel beendet? Cullmann lehnt die katholische Lehre ab, da das apostolische Amt unübertragbar sei. Der Apostel selbst müsse in der Kirche sein Amt ausüben: „*in* der Kirche, nicht *durch* die Kirche, sondern *durch sein* Wort (Joh 17, 20), anders gesagt: *durch seine Schriften*“ (Cull. 33). In der „Zeit der Kirche“ gibt es keine apostolische Tradition, sondern nur kirchliche, in der zwar auch der Heilige Geist am Werk sei, der aber als Menschenwerk nicht die gleiche verbindliche Kraft zukomme wie der apostolischen Tradition. Cullmann nimmt damit wieder das Ergebnis seines Petrusbuches auf, wonach die Stellung des Petrus nicht auf einen Menschen übergegangen sei, sondern auf das Wort des Petrus, auf das Markusevangelium im besonderen.

Zweifellos bedeutet Cullmanns Standpunkt eine bedeutende Annäherung an den katholischen, den auch die orthodoxen Delegierten in Evanston vertraten. Aber er übersieht doch, daß die besondere Stellung der Apostel sehr viel genauer umschrieben werden müßte, als er es tut. Auch die katholische Lehre weist den Aposteln insofern eine besondere und unübertragbare Stellung zu, als sie behauptet, daß allein die Apostel Träger der in Christus an alle Menschen ergehenden göttlichen Offenbarung waren und daß seit dem Tod der Apostel keine die gesamte Menschheit verpflichtende Offenbarung Gottes mehr ergangen ist. Aber sie unterscheidet von dieser ganz sicher unübertragbaren Stellung jene der Verkündigung der Offenbarung. Diese fordert sogar der Natur der Sache nach die Übertragbarkeit. Entscheidender jedoch dürfte noch ein anderer Gedanke sein. Wenn, was Cullmann richtig gesehen hat, Inhalt und Urheber der Überlieferung der erhöhte Herr ist, insofern er nämlich seiner Kirche als Geist gegenwärtig ist, dann ist nicht

einzusehen, inwiefern er nach dem Tod der Apostel nicht mehr Inhalt und Urheber der Überlieferung sein sollte, wenn er, wie er selbst verheißen hat, seiner Kirche bis zum Ende der Zeiten gegenwärtig bleibt. Oder hat sich die Kirche mit dem Tod des letzten der Apostel wesentlich verändert? Das ist nicht anzunehmen, ja es ist sogar unmöglich. Wenn nämlich mit der Menschwerdung des Sohnes Gottes das Ende der Zeiten gekommen ist (Hb 1, 1), wenn also Gott die letzten und äußersten Möglichkeiten ausgeschöpft hat, die Menschen zum Heil zu führen, dann ist der einmal eingeschlagene Weg unwiderruflich und endgültig. Wenn die Kirche zur Zeit des heiligen Paulus nichts anderes ist als Christus (1 Kor 12, 12), dann ist sie es auch heute noch in unseren Tagen, und ihr inneres Leben ist heute noch so wie damals. Dann ist aber nicht zu begreifen, wie man zwischen apostolischer und kirchlicher Tradition unterscheiden könnte. „Der Heilige Geist waltet im gesamten Leben und der Erfahrung der Kirche und gibt dort Zeugnis. Die Bibel wird uns im Zusammenhang der apostolischen Tradition geschenkt, in der wir wiederum die authentische Interpretation und Erklärung des Wortes Gottes besitzen. Treue gegenüber der apostolischen Tradition wahrt die Wirklichkeit und Kontinuität der kirchlichen Einheit“, heißt es in der Erklärung der orthodoxen Delegation. Und wie die apostolische Tradition zu verstehen ist, wird im nächsten Abschnitt gesagt: „Durch das apostolische Amt wird das Geheimnis des Pfingstgeschehens in der Kirche lebendig erhalten. Die bischöfliche Nachfolge von den Aposteln her stellt in Leben und Bau der Kirche eine geschichtliche Wirklichkeit und zu allen Zeiten eine der Voraussetzungen ihrer Einheit dar“ (Ev. Dok. 130).

Die Frage der Tradition ist noch keineswegs allseitig geklärt. Sie hängt aufs innigste mit der Frage nach dem Wesen der Kirche zusammen. Aber sie ist gesichtet. Daß sie es wurde, vielleicht sehr ungern, das darf man wohl dem Wirken des Heiligen Geistes zuschreiben, der immerdar bei der Kirche Christi ist und dessen Wirken noch weit über die Grenzen der sichtbaren Kirche hinausgreift.

Pan-Asien — ein Mythos

Von WALTER LEIFER

Während der Genfer Ostasienkonferenz flog der Ministerpräsident der Volksrepublik China, Tschu En-lai, für kurze Zeit nach Asien zurück. Dabei traf er am 28. Juni mit dem Premier Indiens, Jawaharlal Nehru, und am 29. Juni mit dem Regierungschef Burmas, U Nu, zusammen. In den Communiqués — besonders dem chinesisch-indischen — wurde die Aufgabe betont, sich innerhalb der Weltpolitik für „ein größeres Verständnis der Probleme Asiens“ einzusetzen. Vom 3. bis zum 5. Juli trafen sich der rotchinesische Premier und der Präsident der „Demokratischen Republik“ von